

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 61 (1974)
Heft: 3: Zum 60jährigen Bestehen des SWB = 60e anniversaire du SWB

Artikel: Zur Situation der schweizerischen Kunstgewerbeschulen : ein Überblick über die Entwicklungsprobleme
Autor: Widmer, Heiny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-87710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Sommer 1973 legte Heiny Widmer den im Auftrag der Eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der schweizerischen Kulturpolitik – allgemein als Commission Clottu bekannt – verfassten Bericht über die Situation der Kunstgewerbeschulen unseres Landes vor. Von diesem als besonders wertvoll zu bezeichnenden analytischen und pro-

grammatischen Dokument geben wir nachfolgend auszugsweise den zweiten Teil mit der Überschrift «Entwicklungsprobleme» wieder. Das Dokument wird mit den Kommentaren zu den Tabelleneingeleit, welche Struktur- und Organisationsformen der schweizerischen Kunstgewerbeschulen zeigen. Diese Tabellen bilden den dritten Teil des Berichtes. D.P.

Zur Situation der schweizerischen Kunstgewerbeschulen

Ein Überblick über die Entwicklungsprobleme

Von Heiny Widmer

Allgemeine Bemerkungen

Die Schweiz zählt heute elf öffentliche Kunstgewerbeschulen: Basel, Bern, Biel, Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Lugano, Luzern, St. Gallen, Vevey, Zürich sowie eine Privatschule: Schule Farbe und Form «F+F» Zürich. Daneben existieren einige private Akademien, die der Schulung von freien Künstlern, Kunstgewerblern usw. dienen und meist von Künstlern als Nebenbeschäftigung betrieben wer-

den. Die bekanntesten dieser Privatakademien waren seinerzeit die von Max von Mühlhens in Bern und diejenige von Henry Wabel in Zürich. Beide haben auf das Kunstleben der Schweiz Einfluss gehabt. Zu eigentlichen institutionell gesicherten Schulen sind sie aber nie geworden, da sie nicht nur persönliche Unternehmungen waren, sondern im hohen Grade auch geistig von den Einzelpersönlichkeiten Wabel und von Mühlhens lebten.

Alle schweizerischen Schulen befassen sich intensiv mit der Frage der Neugestaltung und verschiedene Direktionen, so Basel, Zürich und Biel, haben mehr oder weniger ausführliche Arbeiten zu diesem Thema vorgelegt. Im Falle Zürich existiert darüber hinaus ein Expertenbericht über die mögliche Gestalt einer Mittelschule für Gestaltung.* Aus der Analyse geht hervor, dass der jetzige Zustand der Schulen, ihre innern und äussern Organisationsformen,

sich nicht mehr in Übereinstimmung befindet mit den sich wandelnden Gesellschafts- und Wirtschaftsformen.

* «Institut und Forum für Gestaltung IFG». Bericht der Expertenkommission zur Prüfung einer Reform der Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich. Ausgearbeitet im Auftrag des Schulvorstandes von Dr. Mark Buchmann, Dr. Lucius Burckhardt, Victor N. Cohen (Vorsitzender), Peter Steiger, Januar 1967.

Entwicklungsprobleme der schweizerischen Kunstgewerbeschulen

Die nachfolgenden Zusammenstellungen der wichtigsten Entwicklungsprobleme sind in vier Komplexe eingeteilt:

Darstellungen der Funktionen einer Schule für Gestaltung aus historischer und gegenwärtiger Sicht.

Darstellung der sich aus der veränderten Funktion ergebenden Einstufungsprobleme in der Schulhierarchie.

Darstellung der Koordinationsprobleme innerhalb der schweizerischen Schulen für Gestaltung.

Wandelnde Funktion der Schulen für Gestaltung Gründungsphase

Die schweizerischen Kunstgewerbeschulen sind im 19. Jahrhundert gegründet worden. Meist waren sie gekoppelt mit einem Gewerbemuseum. Sie waren gedacht als Gegengewicht gegen die beginnenden

de Industrialisierung und die daraus erwachsenden Möglichkeiten der Serienproduktion. An den Schulen sollten Kunsthandwerker herangebildet werden, die das künstlerisch gehobene Handwerksprodukt im Gegensatz zur minderwertigen Maschinenware herstellen sollten. In den Gewerbemuseen wurde eine Musterkollektion gut gestalteter Produkte aus allen Zeiten gesammelt, und die Schulen griffen in ihrem Bemühen immer wieder auf diese Vorbilder zurück. In dieser Idee spiegelt sich besonders deutlich die historische Welt des 19. Jahrhunderts und die romantische Sehnsucht nach der Wiederherstellung eines intakten «handwerklichen Zeitalters».

Der optimale Gestalter, den diese Schule entliess, war ein brillanter Handwerker, der über künstlerische Intelligenz, Geschmackssicherheit, historisch-stilistisches Wissen und selektives gestalterisches Denken verfügte. Er degenerierte dann zur Luxuserscheinung

des Modekünstlers, der bedenkenlos imitierte und die Produkte bis zum Zustand der zwecklosen Zierform und damit der Unbrauchbarkeit verfeinerte. Man kann diese Periode die ästhetisch-aristokratische nennen. Sie richtete ihren Anruf an die besitzende Schicht der Gesellschaft.

Zweite Phase

In dieser Phase der Entwicklung arbeitete sich die Erkenntnis durch, dass das Phänomen der beliebigen, unbegrenzten technischen Reproduktion nicht zu verhindern und nicht zu konkurrenzieren war mit dem handwerklichen Einzelstück. Die ersten Ansätze zur Ausbildung von Industrial Designern erfolgten. Der Kunsthandwerker hatte von nun an zwar einerseits das gute Einzelstück zu entwerfen und auszuführen (Entwurf und Ausführung lagen in einer Hand). Daneben aber hatte er Prototypen für die Maschinenproduktion zu

schaffen. Maschinenprodukt und handwerkliches Einzelstück hatten als solches gekennzeichnet zu sein und wandten sich an verschiedene Käuferschichten.

Die optimale Form des Gestalters war in jenem Augenblick die, dass er Prototypen entwerfen konnte, die den technischen Voraussetzungen der Maschine einerseits und den ästhetischen Ansprüchen der Zeit andererseits entsprachen. Gleichzeitig konnte er als Gestalter und Macher das schöne Einzelstück herstellen. Die degenerierte Form des Gestalters war wohl die, dass er versuchte, mit dem maschinell hergestellten Produkt das teure Einzelstück zu simulieren und so falsche Werte zu schaffen. Man kann diese Periode die ästhetisch-demokratische nennen. Hatten in der Gründungs- und in der zweiten Phase die führenden Fachleute immer noch daran geglaubt, es werde sich ein Gleichgewicht zwischen hand-

Fortsetzung auf Seite 335

Fortsetzung von Seite 332

werklicher und maschineller Produktion ergeben, wenn ein entsprechend gutes Angebot von hochwertigen Einzelstücken bestehe, so sahen sie sich in dieser Hoffnung getäuscht. Der durch die Industrialisierung herangeführte Demokratisierungs- und Verbilligungsprozess schob den Handwerker in die Rolle des künstlerischen Aussenseiters in der Produktion, die steigenden Lohnkosten machten seine Erzeugnisse fast unerschwinglich. Zudem entzogen ihm die veränderten gesellschaftlichen Voraussetzungen weitgehend die geistige Basis seiner Arbeit. Die ernsthafte und breit einsetzende Industrialisierung gear die Idee des Funktionalismus. Das Produkt sollte funktions-, material- und maschinengerecht geformt sein, unter Verzicht auf die durch die Doktrin nicht mehr gerechtfertigte Ornamentik. Die historische Ästhetik wurde durch die funktionell-konstruktivistische Ästhetik abgelöst. Der historische Moment war gekommen, da der sachlich-technizistische Stil Einzugs hielt in die Ausbildungsstätte.

Die optimale Form des nunmehr «Industrial Designer» oder «Produktgestalter» genannten Absolventen der Schule war die des intelligenten, künstlerischen Entwerfers, der, ausgehend von einer Gestaltungsaufgabe für ein Produkt, die funktionalen Voraussetzungen in eine materialgerechte, einfachste Form zu bringen verstand. Dabei genügte es, den Entwurf zu liefern und die Ausführung des Prototyps dem geschickten Handwerker mit Einfühlungsvermögen zu überlassen. Entwerfer und Macher trennten sich in diesem Augenblick in ihre speziellen Funktionen.

Die degenerierte Form des Gestalters kann im Hinblick auf die aktuelle Periode, in die die Schulen eingetreten sind, besonders interessieren: Die Idee der Gestaltung war in allen Perioden mit sozialen Ideen verknüpft, und nicht selten schimmert durch die Äusserungen der führenden Architekten und Gestalter geradezu ein soziales Sendungsbewusstsein, das sich anheischig machte, die menschliche Gesellschaft, die Umwelt und den einzelnen Menschen zu verbessern und mit Hilfe «richtig geformter» Produkte zu erziehen. Im Augenblick nun, da durch die Hilfe, die die unbeschränkte Serienproduktion bot, scheinbar der ideale Zustand erreicht war – «gute Form für jedermann» –, stellte sich ein unerwartet neues Problem: Pro-

duktion und Verbrauch begannen sich gegenseitig zu steigern. Es mussten, wollte man eine gewisse Produktion aufrechterhalten, neue Verbraucherschichten und neue Verbraucherarten erfunden werden. Das alte Qualitätsprinzip der «guten Form» in technisch-materiell fast unbegrenzter Haltbarkeit schien überholt. Zum Prinzip des materiellen Verschleisses trat dasjenige des ästhetischen Verschleisses. Der Typus des «Stylisten» war geboren und die Idee des Funktionalismus geboren, degenerierte zur pseudofunktionellen, sich immer mit der Mode ändernden Verpackung desselben Gegenstandes (z. B. Automodelle). Unter dem Druck der wirtschaftlichen Hochkonjunktur degenerierte die technisch-soziale Periode zur modischen.

Verschleissperiode

Nun weiss man, dass die technisch-zivilisatorische Entwicklung nicht reversibel ist. Es lässt sich zu ihr auch kein Korrektiv schaffen, beispielsweise in der Gestalt des einsamen Handwerkers, der das unerschwinglich teure künstlerische Einzelstück schafft. Auch der sendungsbewusste, ideologisch blockierte Funktionalist genügt nicht mehr. Die zivilisatorischen Eingriffe des Menschen in die natürliche Umwelt haben ein Ausmass angenommen, das die Verkünstlichung der Welt dauernd vorantreibt. Die einzelnen zivilisatorischen Bereiche haben einen derartigen Grad der Verflechtung erreicht, dass ihnen die isolierte Gestalt des nur vom Ästhetisch-Handwerklich-Stilistischen her denkenden Gestalters nicht mehr gewachsen ist. Handwerkliche und stilistische Schulung genügen nicht mehr.

Der erhöhte Bruch zwischen Zivilisation und Kultur, in dem der bisherige Gestalter lebte und sich als Korrektiv der sogenannten «überhandnehmenden Vulgärästhetik» empfand, ist zum romantischen Reservat geworden. Die – wie gesagt – zunehmend künstlich werdende Umwelt des Menschen fordert einen Typ des Gestalters, dessen theoretisch-kritischer Apparat umfassend sein muss.

Selbstverständlich muss er auch immer noch über ein gestalterisches Können im alten Sinne des Wortes verfügen, darüber hinaus aber die vielfältig verflochtenen Bereiche, die das Wirkfeld des sichtbaren und unsichtbaren Environments bestimmen, durchschauen und hinterfragen, Notwendigkeit und Wir-

kung seines Tuns im gesellschaftlichen Kontext abschätzen können.

Man kann diese neue Phase, in die die Schulen eingetreten sind, als die Periode der integrierten, sozial verantwortlichen Umweltgestaltung bezeichnen, die mehr Ordnungs- und Prioritätsprobleme als eigentliche ästhetische Gestaltungsprobleme kennt. Sie erfordert an den Ausbildungsstätten neue Strukturen, neue Lehrer, neue Einstufungen, neue Berufe mit neuen Berufsbildern, die den ganzen Bereich des Zivilisatorischen umfassen.

Die optimale Form des neuen Typus «Gestalter» dürfte die des mit wissenschaftlicher Methodik arbeitenden, kreativen Menschen sein, der nicht nur Gestaltungsanforderungen formal optimieren kann, sondern darüber hinaus die volle Verantwortlichkeit seines Tuns innerhalb der technisch-zivilisatorischen Gesellschaft erkennen und abschätzen kann.

Ein solcher Typus des Gestalters braucht eine Hochschulformation. Er ist ja nicht länger mehr der Berufsmann, der sich Aufgaben stellen lässt und sie auf der Basis gelernter Vorstellungen zu lösen versucht. Er muss befähigt sein, Aufgaben und Probleme selbst zu erkennen, und zu ihrer Lösung eine Methodologie entwickeln können.

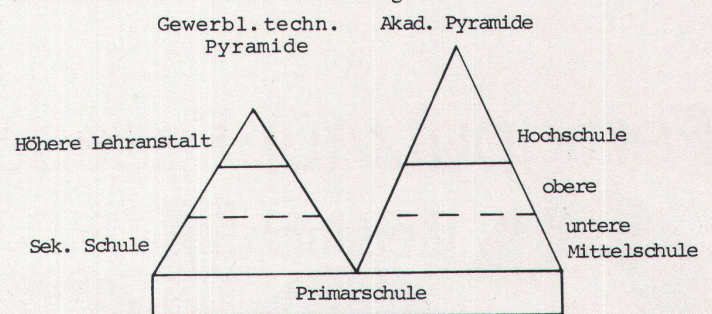
Einstufungs- und Organisationsprobleme

Das schweizerische Schulwesen kennt zwei deutlich voneinander unterschiedene Pyramiden, die in sich hierarchisch geordnet und funktionell voneinander abgesetzt sind. Die Stufen werden durch Se-

Schulwesens in zwei gesonderte Züge. Als Folge der Industrialisierung aber veränderten sich die Berufsbilder, und neue Berufe entstanden. Neue Fertigungsmethoden und neue gesellschaftliche Voraussetzungen rückten das Hauptgewicht der Ausbildung ganz eindeutig auf die mehr theoretisch-wissenschaftliche Seite, während der handwerklich-manuelle Teil deutlich zurückging.

Das hatte zur Folge, dass besonders die höheren Stufen der handwerklich-gewerblichen Pyramide gegen die Seite der akademischen Pyramide rückten und sich im gefährlichen Leerraum zwischen beiden anzusiedeln begannen. Das gilt besonders für die Schulen für Gestaltung.

Die Aufteilung des Schulwesens rief aber auch sofort gesellschaftlich-sozialen Einstufungen und leistete der Bildung eines blockierenden Sozialprestigedenkens deutlich Vorschub. Dieses Denken verstellte oft heute noch die Sicht zu den wirklichen Problemen der Schulen, und dies sowohl im Selbstverständnis der Institutionen in beiden Pyramiden als auch im Verständnis der Gesellschaft. In diesen Spannungsfeldern ist auch das Problem der schweizerischen Schulen für Gestaltung angesiedelt, wobei die verantwortlichen Leiter in ihren schriftlichen Darstellungen immer wieder auf die Beengung hinweisen, die die grundsätzliche Trennung in die zwei Pyramiden erzeugt, und die Unterordnung der Schulen in die Pyramide, wie sie vom Bundesgesetz über die Berufsschulen vom 20. September 1963 bestimmt wird. Mit der Übersiedlung von bestimmten Schulen von

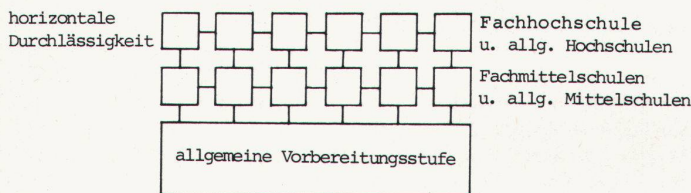


lektion bestimmt. Die eine der Pyramiden wird als die gewerblich-handwerkliche, die andere als die akademische bezeichnet. Beide ruhen auf der gemeinsamen schmalen Basis einer fünfjährigen Primarschulbildung.

Diese grundsätzliche Ordnung schafft viele Probleme:

Im 19. Jahrhundert erlaubten die Verhältnisse die Trennung des

einer Pyramide in die andere dürfte aber das Problem nicht gelöst sein. Die Tendenz zur Übersiedlung ist ja einseitig gerichtet: sie verläuft stets von der gewerblich-technischen Pyramide zur akademischen und nie umgekehrt. Die bessere Lösung wäre die grundsätzlichere: Das Schulwesen sollte sich zu einem alles integrierenden Ganzen zusammenschliessen.



Schema II zeigt:

So wäre auch das Prinzip der horizontalen Durchlässigkeit zu realisieren, und der Querblick zu den Disziplinen würde möglich. Ganz abgesehen davon, liesse sich auch das Problem der Verbildung der Schüler besser in den Griff bekommen, und falsch gerichtete selektive Schranken würden wegfallen.

Grundsätzliche Veränderung des bisherigen Status

- Schaffung einer eigenen, bundesgesetzlichen Grundlage für die Schulen für Gestaltung.
- Einordnung der Schulen im Sinne einer Stufengleichwertigkeit mit Mittel- und Hochschulen.
- Stufengleichheit mit vergleichbaren Schulen des Auslandes (EWG und USA).
- Trennung von der allgemeinen Lehrlingsausbildung.
- Offizielle Einführung der Bezeichnung «Schulen für Gestaltung» (anstelle der alten Bezeichnung «Kunstgewerbeschulen»).

Ausbildungsstufen innerhalb der Schulen

- Fachschule für Gestaltung
- Höhere Fachschule für Gestaltung

- Hochschule für Gestaltung
- Nachdiplomstudien-Abteilung
Erwachsenenbildung

Diese Stufenbildung ist für die Schulen mit nicht wenigen Problemen verknüpft:

Es müssen klar abgegrenzte Berufsbilder und Ausbildungsgrundlagen geschaffen werden.

An der Hochschulstufe muss zur Lehre die Forschung treten.

Zu diesem Zweck muss eine Methodologie der gestalterischen Forschung entwickelt werden.

Als wichtigstes Problem, dessen Lösung die Zukunft der Schulen bestimmen wird, ist die Frage nach dem Typus und der Ausbildung des Lehrers und Dozenten an dieser Schule zu bezeichnen. An den künftigen Hochschulen für Gestaltung muss der Lehrernachwuchs eine geeignete Ausbildungsstätte finden und seine Formation auch an allgemeinen Hochschulen erweitern können. Damit sei aber nicht gesagt, dass der neue Typus des Dozenten dem Typus des herkömmlichen «Akademikers» entsprechen soll. Die Schulen für Gestaltung haben gerade durch den Beizug des hervorragenden Berufsmannes immer wieder ausgezeichnete

Lehrer gefunden. Grundsätzlich muss eine grösstmögliche Öffnung in der Frage der berufs- und ausbildungsmässigen Herkunft der Lehrer angestrebt werden. Pädagogisch-didaktische Formation kann erworben werden, die existentielle Voraussetzung, zu der Begabung, Intelligenz und Kreativität gehören, nicht.

In der Stufenteilung der neuen Schulen für Gestaltung zeigt sich gerade mit der Einrichtung der Post-graduate- und der Erwachsenen-Bildungsstufen eine deutliche Erweiterung der Funktion: Die Schule ist nicht länger mehr ein statischer Block, der nach einer gewissen Zeit fertig ausgebildete Absolventen entlässt, sondern sie wird zum dynamischen Element, das nicht nur Fachkenntnisse vermittelt, sondern vor allem die Fähigkeit, neue Probleme zu erkennen, das «Lernen» lern- und lehrbar zu machen. Im Sinne der «Education permanente» wird der Absolvent immer wieder zur Erneuerung und Erweiterung seiner Formation an die Schulen zurückkehren und – weil sich die Schule selbst weiterentwickelt hat – immer wieder eine Erneuerung seines Wissens und seiner Person finden können.

Koordinationsprobleme der schweizerischen Schulen für Gestaltung

Gerade die Forderung nach dem neuen Typus des Lehrers und Dozenten und die damit verbundene Schwierigkeit, geeignete Fachleute zu finden, die Einführung von

Hochschulstufen, aber auch Fragen finanzieller Natur sind es, die zu einer Raffung und Koordination der Schulen führen sollten. Dass dabei die Schranken des Föderalismus bis zu einem tunlichen Grade berücksichtigt werden müssen, ergibt sich aus den schweizerischen Verhältnissen von selbst. So wäre die Einrichtung einer zentralen Hochschule, zu der die andern Schulen nur Zubringerdienste leisten könnten, problematisch.

Von den elf öffentlichen Schulen, die heute in der Schweiz existieren (inklusive Biel und St.Gallen), umspannen sieben den Bereich von Fachschule bis Fachhochschule: Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern und Zürich. Vier sind im Bereich Fachschule-höhere Fachschule angesiedelt: Biel, La Chaux-de-Fonds, St.Gallen und Vevey. Eine Privatschule belegt den Bereich Akademie, Erwachsenenbildung: die «F+F» Zürich. An vielen Schulen werden dieselben Berufe an denselben Stufen ausgebildet. So z.B. Grafiker, Produktgestalter, Innenarchitekten, Zeichenlehrer, freie Künstler.

Entsprechend den eingangs erwähnten Problemen und im Hinblick auf eine Optimierung der Ausbildungsqualität wäre nun sicher die Frage nach einer gemässigten, im Sinne des Föderalismus liegenden Koordination und Konzentration der Ausbildungsmöglichkeiten ins Auge zu fassen. Dies zumindest auf der Hochschulstufe, eventuell auch auf der Mittelschulstufe. ■

Fertigputz für Fassaden und Innenräume

Geistlich
Gelafix

Zum Aufziehen und Spritzen, Körnungen 0,5-5 mm

Vorführungen, Muster und Dokumentation verlangen.

Geistlich AG, Abteilung Bauchemie, 8952 Schlieren ZH, Telefon 01/98 76 44